

Trauer im Spannungsfeld von Laien- und Expertenwissen

Grief in the Field of Tension of Lay and Expert Knowledge

Ursula Engelfried-Rave und Christoph Nienhaus

Die Trauer um einen nahestehenden Menschen ist ein schwerwiegender Eingriff in die Selbstverständlichkeit des Alltags und fordert das soziale Umfeld zu Interaktionsprozessen auf. Auch professionelle Trauerexperten wie Trauerbegleiter können mit ihrem Fachwissen den Trauerprozess mittragen und begleiten. Dem laienhaften Wissen über Trauer und Tod wird so ein spezifisches, teilweise institutionalisiertes Expertenwissen gegenübergestellt, welches bei Bedarf angefragt werden kann und so den Charakter einer Dienstleistung erhält. In der Verschränkung von Laien- und Expertenwissen in der Lebenswelt stellen sich wissenssoziologisch fokussierte Fragen nach der beanspruchten Deutungshoheit und Normierung von Trauer und danach, wie die Autonomie von Trauernden vor diesem Hintergrund verhandelt werden kann.

Trauer, Wissen, Rituale, Normierung, Autonomie, Expertenwissen

The grief caused by the death of a loved one can be considered a severe shock to the individual reality of everyday life. As such, it requires interaction processes within the social environment of the living or professional help by grief counsellors who can offer specific knowledge about grief, death and dying as a payable service. Accordingly, expert knowledge and superiority over amateur knowledge are required. Both forms of knowledge interlace in the field of grief within the lifeworld and shape its normative framework. This brings into question the level of autonomy of individual mourning processes and related decision-making.

Grief, knowledge, rituals, normativity, autonomy, expert knowledge

Einleitung

Seit den Anfängen des soziologischen Nachdenkens über Gesellschaft gehört die Betrachtung von Trauerkulturen, -ritualen, und -interaktionen zum Interessensgebiet der Soziologie.¹ Obwohl die Thanatosoziologie, die zu Beginn

1 Im Dienste der besseren Lesbarkeit wird in diesem Aufsatz durchweg das generische Maskulinum verwendet. Gleichwohl gelten alle Personenbezeichnungen, sofern nicht ausdrücklich anders gekennzeichnet, für sämtliche Geschlechter.

diesen Namen noch nicht trug, immer noch ein relativ schwach institutionalisiertes Forschungsgebiet ist, hat sie in den letzten zwei Jahrzehnten vermehrt an Aufmerksamkeit gewonnen und damit auch dem Gegenstand der Trauer zunehmend Raum im soziologischen Diskurs gegeben.² Auffallend ist dabei, dass für die Trauer die Besonderheit einer starken alltagsweltlichen Kopplung an einen spezifischen Auslöser festgestellt werden kann: Obwohl es für den Menschen in seiner alltäglichen Lebenswelt diverse Anlässe und Gründe zu trauern geben kann, ist die erste Assoziation zumeist ein Todesfall. Neben dem Verlust von nahestehenden Personen können aber auch andauernde Sterbeprozesse, das Auseinanderbrechen von sozialen Beziehungen, der Tod eines Heimtiers,³ traumatische Erlebnisse, Krankheiten, Streit, Ängste oder (empfundene) Ungerechtigkeiten Trauer hervorrufen, welche individuell und situativ stärker oder schwächer ausfallen kann. Ist ein Mensch in Trauer, so muss dies für das (weitere) soziale Umfeld nicht zwingend wahrnehmbar sein. Die Routine des Fassadenerhalts mittels »Techniken der Imagepflege« (Goffman 1973: 10) kann, je nach Akteur, theoretisch auch in Situationen der tiefsten Trauer aufrechterhalten werden. Andererseits ist die Leistung, der Außenwelt das innere Gefühlserleben vorzuenthalten, selten so schwierig, wie in einer solchen »Nachtseite« des Lebens (Berger/Luckmann 2012: 105), sodass es nicht selten zu einem Zusammenbruch der Fassade und zum Ausbruch der Emotionen kommt.

Lässt man sich auf die singuläre Koppelung von Tod und Trauer ein, so ist festzustellen, dass die Notwendigkeit der emotionalen Zurückhaltung zwar kontextabhängig, jedoch insgesamt aufgrund der vielzähligen ritualisierten Reaktionsmechanismen vergleichsweise gering zu sein erscheint. Die Trauer um einen nahestehenden Menschen fordert zu sozialen Austauschprozessen auf, die, je nach Rahmen und persönlicher Betroffenheit, verbal oder non-verbal vollzogen werden können, jedoch immer darauf verweisen, dass Trauer eine zutiefst kommunikative und soziale Angelegenheit ist. Aus der Warte der Wissenssoziologie werden an dieser Stelle entlang verschiedener Wissensachsen Fragen virulent, die sich mit dem Verhältnis von Trauer und Wissen in der Lebenswelt auseinandersetzen. Die Selbstverständlichkeit des kommunikativen Anschlusses an die Trauerreaktionen eines Anderen ist bei genauerer Betrachtung selbst bereits im besten Wortsinn fragwürdig; nicht nur in Bezug auf ihre historische Genese, sondern insbesondere auch im Hinblick auf die ihr zugrundeliegenden Wissensbestände, welche im Spiegel der Soziologie kultur- und epochenspezifisch eingeordnet werden können.

2 Dass innerhalb eines ähnlichen Zeitraums die Emotionssoziologie ebenso vermehrt aufgegriffen wurde (vgl. Schnabel 2012: 9; Schützeichel 2006: 7), mag für diese Entwicklung ebenfalls eine Rolle gespielt haben.

3 Siehe hierzu ausführlich Meitzler 2019.

Dieser Beitrag beabsichtigt, eine theoretische Probebohrung über das trauer-spezifische Spannungsfeld von Laien- und Expertenwissen in der Moderne zu liefern. Mit Rekurs auf die klassische Wissenssoziologie werden die Begriffe des Laien- und Expertenwissens in ihrer Wechselwirkung dargestellt und auf die individuelle Trauer angewandt. In einem weiteren Schritt soll die Relevanz des Laien- und Expertenwissens für die intersubjektiven sowie strukturellen Aspekte (und insbesondere für die Normierungen) von Trauer herausgearbeitet werden. In einem dritten Schritt soll der erarbeitete theoretische Begriff des Expertenwissens mit Professionalisierungstheorien kontrastiert werden, um die Wirkung des Expertenwissens auf die laienhafte Interpretation von Trauer herauszuarbeiten, wobei im Hinblick auf die Deutungsmacht durch das Expertentum auch eine kritische Einordnung erfolgen soll. Das Ziel ist die Darstellung der komplexen Wechselwirkungen zwischen Laien- und Expertenwissen, um so der gesellschaftlichen Wirklichkeit von Trauer(-arbeit) auf die Spur zu kommen.

Das trauernde Individuum und seine Stellung in der Lebenswelt

Der subjektive Wissensvorrat

Dass Trauer und Tod stark miteinander verwoben sind, dürfte zunächst auch damit zusammenhängen, dass »[n]ur der Mensch weiß, daß er sterben wird« (Plessner 2017: 209).⁴ Das Bewusstsein um die eigene Sterblichkeit drängt sich im Todesfall eines Anderen mal mehr, mal weniger stark auf und erinnert das Subjekt an das eigene Sterbenmüssen. Entsprechend betonen Alfred Schütz und Thomas Luckmann, dass es sich beim Wissen um die Endlichkeit des Lebens um ein Grundelement des subjektiven Wissensvorrats handelt (Schütz/ Luckmann 2003: 83, 627) und der Tod als »letzte Grenze der Lebenswelt« (ebd.: 626) das Individuum immerzu begleitet. Auch Berger und Luckmann (2012: 30) betonen die Begrenztheit der Zeit für den einzelnen Akteur in der Lebenswelt, der sich in der Planung seines Lebens immerzu vor ein Knappheitsproblem gestellt sieht. Dabei ist es entscheidend, dass sich der eigene Tod niemals als bereits erlebte Erfahrung reflektieren lässt, sondern stets als ein Abstraktum in der Zukunft verbleibt, eine Tatsache, die existenzphilosophisch von Albert Camus pointiert wurde: »Tatsächlich gibt es vom Tod keinerlei Erfahrung. Erfahren im eigentlichen Sinne ist nur, was erlebt und bewusstgemacht wurde.« (Camus 2013: 27) In diese Position gesetzt, verbleibt dem Menschen der Tod immerzu als »ein Problem der Lebenden« (Elias 1982: 10) und somit als ein Wissensbestand, der aus

4 Diese Eigenheit wurde in der Soziologie und anderen Disziplinen bereits vielfach thematisiert, mit teilweise unterschiedlichen Schlussfolgerungen für das durch den Tod gespiegelte Leben (siehe exemplarisch Elias 1982: 11; Schütz 1982: 222 und Simmel 2001: 83f.)

der Antizipation der Zukunft Wirkungen in der Gegenwart entfaltet. Für Hartmut Rosa (2020: 95) bleibt der Tod insofern »essenziell, kategorial und existenziell unverfügbar«, was selbstverständlich nicht die sehr diversen Umgänge mit dem Wissen um das eigene Ableben daran hindert, im Alltag Leitplanken der Sinnsetzung auszubilden. Die Vorstellungen von der idealen Art und Weise des eigenen Todes rücken hierbei ebenso in den Fokus der subjektiven Lebensplanung wie die Vorkehrungen und Gestaltungsmuster für den letztlich unvermeidlichen Todesfall. Dass diese Pläne nur allzu oft von der harten Realität eingeholt werden, tangiert den dann Verstorbenen selbst nicht mehr, denn »[t]ote Menschen haben keine Probleme« (Elias 1982: 10). Was bleibt, ist die Erinnerung der weiterhin Lebenden, welche in der Trauer um die verstorbene Person auch ein weiteres Mal bedenken müssen, dass sie sterblich sind.

Die akute Trauer eines Menschen kann als höchstpersönliche Affiziertheit begriffen werden, welche sich mono- oder polykausal aufgrund konkreter Ereignisse in der Lebenswelt einstellen kann. Je nach Schwere der subjektiven Erfahrung kann durch ein zu betrauerndes Ereignis sogar die gesamte Selbstverständlichkeit des Alltags in Frage gestellt werden (vgl. Schütz/Luckmann 2003: 629). Ein solches Krisenmoment kann in der Theorielinie von Schütz und Berger/Luckmann als eine eigene Subsinnwelt gedeutet werden (vgl. Benkel 2019: 25), innerhalb derer die Gesetzmäßigkeiten der obersten Wirklichkeit nicht mehr im Zentrum des individuellen Handelns und Erlebens stehen. Außerhalb von akuten, trauevevozierenden Reizen ist es dem Menschen allerdings auch möglich, im Zustand der »hellen Wachheit« (Schütz/Luckmann 2003: 70) auf das eigene emotionale Empfinden zu reflektieren und sich, wenn auch mit verzerrenden Abstrichen, erinnernd zurückzusetzen in einen traurigen Gefühlszustand, der in der Vergangenheit bestand. Weiterhin ist es ihm auch möglich, einem potenziellen traurigen Anlass vorzugreifen und sich auszumalen, wie es wohl wäre, wenn dieser Moment tatsächlich eintreten würde. Die Möglichkeit der phänomenologisch-autobiografischen Betrachtung und Beschreibung des eigenen (zukünftigen) Gefühlserlebens liegt für Helmuth Plessner in der exzentrischen Positionalität des Menschen begründet und ist somit Teil der *Conditio humana* (Plessner 1975: 298). Der Mensch ist nicht als unreflektiertes Zentrum einer ihm aufgelegten Welt, sondern als Wesen zu verstehen, welches außerhalb dieses Zentrums Position beziehen kann, insbesondere im reflexiven Verhältnis zu sich selbst und zum eigenen Innenleben.

In Bezug auf das zeitliche Erleben sieht Schütz in Anlehnung an Henri Bergson im Heraustreten aus der unmittelbaren inneren Dauer überhaupt erst die Möglichkeit, eine Sinnrelation der Erlebnisse in Form von Symbolsetzungen aufzubauen (vgl. Schütz 2016: 141). Trauer ist also nicht nur als eine situative Gefühlsregung zu verstehen, sondern als ein zeitlich strukturiertes Phänomen, welches Bezüge zu vergangenen und imaginierten Ereignissen im Hier und Jetzt herzustellen vermag. Die Erinnerung an Trauer im Sinne eines Wis-

sens um das, was war, ist häufig selbst noch eine Form der Trauer, die sich nur nach außen sprachlich rationalisieren lässt. Das Wissen um Trauer ist insofern beim Alltagsmenschen gekoppelt an subjektive Trauerperioden in der Vergangenheit und lässt sich nur insoweit davon trennen, als es die individuelle Abstraktionsfähigkeit erlaubt.

Die Sinngenerierung über das subjektive Erfahrungsmoment und dessen Symbolisierung wird dialektisch um eine gesellschaftliche Ebene ergänzt, indem vermittelte und internalisierte Wissensbestände Einfluss nehmen auf das, was das Selbst empfindet. Berger und Luckmann (2012: 65, 139) beschreiben die Dialektik von subjektiver und objektiver (Gefühls-)Ebene als grundlegende Mechanik der Konstruktion von Wirklichkeit. Eingebettet in seine Mitwelt erwirbt der Mensch sein Wissen über die Welt und das situativ angemessene Verhalten im Prozess der Sozialisation (vgl. ebd.: 139f.). Wissen stellt sich aus dieser Perspektive als das Produkt einer intersubjektiven Beziehung dar und lässt sich als die Verwirklichung der internalisierten Ordnung beschreiben (vgl. ebd.: 71). Aus der Warte der Soziologie kann insofern nicht davon ausgegangen werden, dass sich Gefühle ohne jede gesellschaftliche Beeinflussung ausbilden und zeigen, weshalb auch einer Naturalisierung des Trauergefühls widersprochen werden muss (vgl. Benkel 2019: 19).

Vielmehr stellt sich die Grundposition des Menschen als eine von Beginn an mit anderen Menschen verknüpfte Beziehung dar (vgl. Schütz/Luckmann 2003: 98). Diese Vorgegebenheit der Anderen geht einher mit einer Grundannahme, welche das eigene Erleben der Anderen strukturiert. Schütz nennt dies die »Generalthese der wechselseitigen Perspektiven« (ebd.: 99). Diese setzt sich aus zwei Idealisierungen zusammen, welche vom Alltagsmenschen unhinterfragt gesetzt werden. Die erste Idealisierung betrifft die »Vertauschbarkeit der Standpunkte« und bezieht sich auf die Annahme von Ego, dass Alter seine Perspektive in der Welt hätte, würde er an seinem Punkt in der Welt stehen und vice versa. Die zweite Idealisierung setzt die Differenzen, die sich aus den unterschiedlichen Standpunkten ergeben, sekundär und stellt die grundsätzliche »Kongruenz der Relevanzsysteme« heraus. Jeder Mensch kann insofern approximativ einführend verstehen, was es bedeutet, zu trauern, ohne selbst unmittelbar betroffen zu sein. Dieses emotionale Nachempfinden ist sogar bereits möglich, wenn selbst noch kein Trauerfall zu beklagen war und stellt somit, neben der Kenntnis um den eigenen Tod und die eigenen Trauerbiografie, eine weitere Komponente des Laienwissens um Trauer dar. Insgesamt ist dieser Wissensvorrat insofern immerzu bezogen auf die individuelle Lebenssituation und damit biografisch geprägt (vgl. ebd.: 149, 163).

Betrachtet man die intersubjektive Ebene der Trauervermittlung im Lichte wissenssoziologischer Kategorien, so lässt sich der Begriff des Wissens noch weiter differenzieren. Schütz unterscheidet klassisch das Routine- oder Gewohnheitswissen, das Gebrauchswissen und das Rezeptwissen (vgl. ebd.: 156f.). Das

Routinewissen bezieht sich dabei auf grundlegende körperliche Fertigkeiten, die, einmal erlernt, immer wieder unreflektiert vollzogen werden können, wie beispielsweise das Gehen oder Schwimmen. Das Gebrauchswissen bezieht sich hingegen auf gesamte Handlungsvollzüge, die zwar eine körperliche Komponente beinhalten, jedoch nicht völlig darin aufgehen. Demgegenüber beschreibt das Rezeptwissen denjenigen Teil des Wissensvorrats, der nicht gleichsam routinisiert im Einzelnen vorhanden ist und den Horizont der Situation unter Umständen übersteigt (vgl. ebd.: 158). Rezeptwissen ist für konkrete Situationen abrufbar, unterliegt aber stärkeren Verteilungsungleichheiten als das Gebrauchswissen. Zwar ist eine exakte Abgrenzung schwer und es kann an einem gewissen Punkt bei regelmäßiger Anwendung unmerklich in den Bereich des Gebrauchswissens übergehen (vgl. ebd.: 162), im Regelfall jedoch handelt es sich eher um spezifische Einzelfalllösungen. Zusammen bilden diese Formen des Wissens den Bereich des Alltagswissens, bzw. des Allgemein- oder Laienwissens. Der Alltagsmensch orientiert sich hiermit an der natürlichen Anschauung in der Lebenswelt und findet unproblematisch Anschluss durch Anwendung dieses Wissens.

Um den Begriff des Laienwissens für den Bereich der Trauer fruchtbar zu machen, ist es hilfreich, die Abwandlung des Begriffs des Rezeptwissens bei Berger und Luckmann hinzuzuziehen. Hier wird Rezeptwissen noch enger an den Bezugspunkt gerückt, indem es konkret darum geht, Handlungsanleitungen für bestimmte Probleme als formale Rezepte zur Hand zu haben (vgl. Berger/Luckmann 2012: 44). Der Alltagsmensch weiß, an wen er sich wenden kann, um Wissen über Trauer(-bewältigung) zu erhalten, er kann es sich gewissermaßen auf Rezept abholen. In einer komplexen und ausdifferenzierten Welt reichen diese Kenntnisse in Bezug auf Spezialprobleme aus: Der Alltagsmensch muss und kann nicht jedes Detail wissen, sondern nur, wo er die Lösung für seine Probleme im Zweifel finden könnte (vgl. ebd.: 82).

Aufgebaut und beeinflusst wird der Wissensvorrat der Laien über Trauer nicht nur durch die Primärsozialisation, sondern auch durch Agenten der Sekundärsozialisation wie beispielsweise Massenmedien, Literatur, Schulen oder Universitäten. Arnold Gehlen (2004: 204ff.) spricht hier von der »Erfahrung zweiter Hand«, die die Meinung, das Wissen und damit insgesamt das Weltbild des Einzelnen prägt. Die Rolle der Schule und Universität bei der Wissensvermittlung über Trauer kann allerdings durchaus kritisch betrachtet werden, sind doch die Themen Sterben, Tod und Trauer nur sehr bedingt Teil der Lehrpläne und ansonsten eher marginalisiert (Benkel/Pierburg 2021). Institutionen der Erwachsenenbildung wie beispielsweise Volkshochschulen und kirchliche Einrichtungen richten sich dagegen mitunter spezifisch mit diesen Themen an eine breitere Bevölkerungsschicht und betreiben Aufmerksamkeits- und Bildungsarbeit, erzielen aber letztlich nicht dieselbe Reichweite wie die massenmediale Inszenierung und Vermittlung von Trauerwissen. Der alltagsweltliche Laie verbleibt somit in Bezug auf

Trauer auf einer höchst subjektiven Erkenntnisposition. Lediglich dort, wo der trauerspezifische Wissensaufbau als Teil der beruflichen Ausbildung oder im Sinne wissenschaftlicher Beschäftigung gezielt betrieben wird, kann Trauer als Gegenstand vom alltagsweltlichen Verständnis abgegrenzt werden und in einen Korpus des Expertenwissens aufgenommen werden, der es erlaubt, eine andere Perspektive einzunehmen.

Expertenwissen über Trauer

Der Begriff und die Rolle des Experten sind eng gekoppelt an den Wissensbereich, in welchem ihm der Expertenstatus zugeschrieben werden kann (vgl. Schütz 1972: 87). Wissenssoziologisch steht der Experte daher in enger Verbindung mit anderen Sonderrollen, wie dem Intellektuellen, dem Spezialisten und dem Professionellen. Die Differenzierung zwischen den Begriffen fällt dabei nicht immer einheitlich aus (vgl. Hitzler 1994: 21f.) und ist je nach disziplinärer oder heuristischer Zielsetzung auch nicht immer zwingend notwendig. Für den Bereich der Trauer und des Trauerwissens besteht hier, je nach Weite der Definition, die Besonderheit einer langen Historie der (teilweise institutionalisierten) Expertise und der damit verbundenen rollenspezifischen Erwartungen. Begreift man Wissen als sozial geteilten Sinn (vgl. Knoblauch 2005: 348), so können die verschiedenen Sonderrollen insgesamt abstrakt als ›Sinnspezialisten‹ betitelt werden, die sich je nach Epoche mit jeweils unterschiedlichen Ausprägungen und Besonderheiten funktional und symbolisch von den Alltagsmenschen abgrenzen. In archaischen Gesellschaften beispielsweise gehört das Feld des Trauerns und des Todes noch hauptsächlich zu einem Wissensbereich, der stark von Ritualisierung und Sakralität gezeichnet ist und der Deutung durch die entsprechenden Rollenträger unterliegt. Diese gemeinschaftliche Binnendifferenzierung ist dann meist sogar wenig speziell, da die darüberhinausgehende Homogenität der Aufgabenverteilungen eine allzu starke Reduktion dysfunktional werden lässt. In Anlehnung an Friedrich Tenbruck ordnet Clemens Albrecht (2016: 108) entsprechend für frühere Kulturen unter die Gruppe der Sinnspezialisten beispielsweise Schamanen, Priester und Gelehrte, die dem Kollektiv nicht nur mit Trauerwissen dienten, sondern denen insgesamt eine breite Kompetenz zugeschrieben wurde.

Als typischer Sinnspezialist der Moderne gilt der Experte. Ganz grundsätzlich können hierunter Personen gefasst werden, die, im Gegensatz zu den Laien,⁵

5 Schütz (1972: 88) unterteilt die Gruppe der Laien noch einmal in den »gut informierten Bürger« und den »Mann auf der Straße«, wobei ersterer aufgrund seiner Reflexivität zwischen dem Experten und dem Mann auf der Straße steht.

auf einem bestimmten Gebiet über ein vertieftes und teilweise formell und symbolisch abgesichertes Wissen verfügen und bezüglich der Handlungspraxen und Rhetoriken Routine aufweisen. Sie sind diejenigen, an die sich die Laien mit der Bitte um Rat wenden können und deren »Urteile keine bloße Raterei oder unverbindliche Annahmen« sind (Schütz 1972: 87). Schütz und Luckmann (2003: 422) gehen von einer überwiegender Homogenität zwischen Spezialisten und Experten aus, indem sie das ihnen zugehörige Sonderwissen von dem der Laien abgrenzen und bei steigender gesellschaftlicher Ausdifferenzierung in Opposition setzen. Ebenso verwenden Berger und Luckmann (2012: 47) die Begriffe weitestgehend identisch. Die zunehmend »komplexe soziale Verteilung von Wissen« (Schütz/Luckmann 2003: 419) hat jedoch zur Folge, dass es eine immer größere Menge an Experten bzw. Spezialisten für jeden wissbaren Bereich gibt. Mitunter reicht das Wissen des Alltagsmenschen über die Experten nicht einmal aus, um den geeigneten Ansprechpartner zu finden, sondern es werden »Experten für Experten« notwendig (Berger/Luckmann 2012: 47). Ronald Hitzler (1994: 26) weist in Anlehnung an Walter M. Sprondel darauf hin, dass die Begriffe dennoch zu trennen seien, da dem Experten zusätzlich zu den technischen Kenntnissen auch komplexe Relevanzsysteme und das Wissen über das Wissen der anderen Spezialisten auf seinem Gebiet zukommen. Betrachtet man die Genese der Rollendifferenzierung trauer-spezifisch, so rückt für die Moderne vor allem die Unterscheidung zwischen dem Experten und dem Professionellen in den Fokus, da hier die Ausbildung und Institutionalisierung des Trauerwissens am besten kontrastiert werden kann.

Institutionalisierung und Professionalisierung von Trauerwissen

Die extern institutionalisierten Formen der Hilfe und Zuwendung sind, wie Niklas Luhmann zeigt, Produkt und Kennzeichen der modernen Gesellschaft und nicht schon seit jeher vorhanden. Betrachtet man die Formen des Helfens im historischen Kontext, so unterscheidet Luhmann entlang der Dreiteilung in archaische, hochkultivierte und moderne Gesellschaften je unterschiedliche Verankerungen des Helfens und der dazugehörigen Dankbarkeitserwartungen (vgl. Luhmann 2005: 169f.). Während beispielsweise in Gesellschaften mit niedrigem Differenzierungsgrad die Hilfe nicht losgelöst von »der Situation und Person der Helfenden objektiv bewertet und verglichen werden [kann]« (ebd.: 171), bilden sich in der modernen Gesellschaft neben Solidarisierungen auf der höchstpersönlichen Ebene »organisierte Sozialsysteme« (ebd.: 177) heraus, die sich auf das Helfen spezialisieren. Diese sind eingebettet in eine Entscheidungsprogrammstruktur, welche die Kriterien für die Zuerteilung von Hilfe verbindlich festlegt. Ob geholfen wird oder nicht, ist daher nicht mehr

»Sache des Herzens, der Moral oder der Gegenseitigkeit, sondern eine Frage der methodischen Schulung und der Auslegung des Programms, mit dessen Durchführung man während einer begrenzten Arbeitszeit beschäftigt ist« (ebd.: 178). Als ein Sonderfall kann hierbei der institutionalisierte moralische Duktus der Kirchen angesehen werden, welcher als handlungsleitender Imperativ für sich reklamiert, Hilfe und Sinnstiftung zwar in organisierter Form, jedoch nicht als formalisierte Dienstleistung anzubieten. Bezüglich des hier fokussierten Gegenstandes der Trauer finden sich die organisierten Formen der Zuwendung in Trauerelbsthilfegruppen, Begleitungsangeboten durch Hospize, Trauerberatungsstellen, der Notfallseelsorge, oder sie werden durch haupt- oder ehrenamtliche Trauerbegleiter angeboten.

Neben die Trauerbegleitung durch die private Sphäre rücken so in der Moderne zunehmend Angebote, welche eine Umrechnung der zu leistenden Hilfe in das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium Geld nicht nur verdeckt vornehmen und hierdurch die Solidaritätsketten verlängern und unpersönlich gestalten. Im Rekurs auf Georg Simmel schreibt Anthony Giddens (1996: 37): »Geld ist ein Mittel zur raumzeitlichen Abstandsvergrößerung.« Indem sich die Trauernden mit ihren spezifischen Bedürfnissen an Trauerexperten wenden, bekommt der Wissenstransfer zwischen Trauernden und Experten den Charakter eines Marktes. Trauernde werden zu Kunden, indem sie spezifische Unterstützungsleistungen einfordern und diese nach Erhalt monetär abgleichen, während die Leistung der Experten den Charakter einer Dienstleistung erhält. Um den Markt bedienen zu können, sind die Trauerexperten letztendlich gezwungen, ihr Wissen durch entsprechende Fort- und Weiterbildungen zu professionalisieren und ihrem Expertenwissen einen entsprechenden institutionalisierten Rahmen zu geben.

Im Zusammenhang mit der Professionalisierung von Trauerarbeit bringt Rainer Schützeichel (2017: 127) den »Koordinationsmechanismus sozialer Beziehungen« ein. Als professionelle Hilfe verstanden, entfaltet dieser Mechanismus eine »Handlungslogik der Krisenbearbeitung«, welche die Herausbildung beruflicher Arbeitsfelder, Institutionen und Professionen fördert (ebd.). Im Rahmen dieser institutionalisierten Form von Hilfe hat sich im 20. Jahrhundert der Funktionsbereich der psychosozialen Krisenbewältigung herausgebildet, der als Arbeitsbeziehung professional, also nicht mehr ausschließlich im privaten oder seelsorgerischen Bereich bearbeitet wird. Zunächst entstanden in den ersten Jahrzehnten des vorherigen Jahrhunderts Beratungsstellen im Bereich Familie, Schule und Arbeitsmarkt, sodann folgten in den 1960er Jahren psychosoziale und an Krisen orientierte Arbeitsfelder (vgl. ebd.: 128). Aktuell wird das Individuum mit seiner umfassenden lebensweltlichen Krisensituation zum Objekt psychosozialer Angebote. Dies schließt auch existenzielle Erfahrungen wie Sterben, Tod und Trauer mit ein.

Hinsichtlich der Institutionalisierung von Hilfen für Trauernde können

professionale Angebote für psychosoziale Krisenbewältigung als Funktionsbereiche zweiter Ordnung gesehen werden, die im Zuge der Modernisierungsprozesse Alternativen zu den Institutionen erster Ordnung wie etwa der Familie darstellen. Letztere bieten unter Umständen keinen kommunikativen Rahmen mehr für die Begleitung Trauernder bzw. sie werden durch die professionelle Begleitung ergänzt (vgl. ebd.: 128). Schützeichel vertritt diesbezüglich die These, dass Trauer ein kultureller Sachverhalt ist und dass den »sozialen, kognitiven und affektiven Dimensionen des Trauerns« Interpretationsleistungen der einzelnen Trauernden, aber auch der Trauergemeinschaft zugrunde liegen (vgl. ebd.: 113). Aufgrund unterschiedlicher »Relevanzen und Anforderungen« unterscheiden sich »Sinn- und Kommunikationswelten« der Trauerindividuen von den Interpretationen der »Gemeinschaft der Trauernden« (ebd.). Aufseiten der Trauernden entsteht mitunter ein Konfliktfeld, wenn die gesellschaftlichen Anforderungen und Relevanzen denen des Individuums widersprechen, während auf der gesellschaftlichen Ebene Irritationen ob der Abweichung entstehen können.

Hilfe können Trauernde über die funktional differenzierten Sinnwelten erhalten, welche einen hohen Grad an Institutionalisierung und Professionalisierung aufweisen und »ein besonderes Merkmal des zeitgenössischen Trauerns« darstellen (ebd.: 114). Die Angebote für Trauernde aus dieser Sinnwelt haben sich spezifiziert und sprechen beispielsweise Zielgruppen wie verwaiste Eltern, Zu- und Angehörige nach einem Suizid oder Witwen und Witwer an. Andere Angebote sind eher auf die sozialen Kontakte hin ausgerichtet, etwa Trauercafés und Wandergruppen für Trauernde. Dienstleister für Trauernde kommen aus den Sparten der Medizin, Psychologie, der sozialen Arbeit, der Seelsorge, der Bestattung und der Pflegeberufe und üben ihre Tätigkeit als Angestellte oder Selbstständige aus. Im Bereich der Hospizarbeit gibt es allerdings auch Trauerbegleiter, die ehrenamtlich arbeiten, aber Schulungen für die Trauerbegleitung absolviert haben. Je nach Zielsetzung der Hilfsangebote gilt es zwischen Therapie, Beratung oder Begleitung zu unterscheiden. Während sich Therapien auf Pathologien während des Trauerprozesses konzentrieren, finden Beratung und Begleitung für alle Trauernden statt, die bestimmte Bedarfe anmelden. Trauerbegleitung selbst ist zwar kein staatlich anerkannter Beruf, jedoch bieten Organisationen wie der deutsche *Bundesverband Trauerbegleitung e. V.* Qualifizierungen in Trauerbegleitung an.

Nach Schützeichel (ebd.: 124) betrachten Trauerbegleiter Trauer als »psychosoziale Krise«, weniger als Emotionsarbeit. In der Begleitung von Trauernden nehmen sie Probleme der Integration der Verstorbenen in das Alltagsleben der Trauernden wahr (vgl. ebd.). Des Weiteren werden auch Schuld- und Schamgefühle den Verstorbenen gegenüber festgestellt. Eher krisenbetont sind die Kommunikation über die Trauer in der Alltagswelt, die Nichtakzeptanz von Trauer und das Problem der sozialen Integration in die Lebenswelt. Als

Aufgabe von Trauerbegleitung wird vor allem die Initiierung eines geschützten Raumes für Trauernde gesehen, in denen der Zielgruppe Zeit, Aufmerksamkeit und Anerkennung zuteil wird. In der Trauerbegleitung geht es eher um die Normalisierung des Erlebens und Erfahrens von Trauer und die Entwicklung »nomischer Rekonstruktionsprozesse« sowie angemessener »Ausdrucks-, Darstellungs- und Versprachlichungsformen« (ebd.: 123). Dieser Fokus unterscheidet dann auch die Begleitung von der Therapie, welche sich an pathologischen Ausformungen von Trauer orientiert und deren Lösung intendiert (vgl. ebd.: 124). Trauerbegleitung dagegen arbeitet an dem Ziel, dass der Trauernde selbst den Weg vorgibt, um den Verlust mit all seinen Belastungen in seine Biografie zu integrieren. Ihre Aufgaben sehen Trauerbegleiter nach Schützeichel in der »Kreation von Ritualen« für die Trauernden, dem Angebot von Formen der Vergemeinschaftung und der Anerkennung jedweder Form von Trauer. So ist es die Intention, die »normativen Restriktionen« der anderen Sinnwelten aufzuklären und dem Trauernden einen selbstbestimmten Weg der Integration der Trauer in die eigene Lebenswelt zu ermöglichen (ebd.: 126). Die professionelle Trauerbegleitung als eigene Sinnwelt steht allerdings wiederum vor dem Paradoxon, dass sie ihre Arbeitsweisen und Zielsetzungen für die Alltagswelt kompatibel machen muss (vgl. ebd.: 130). Anders ausgedrückt, muss also das Expertenwissen der professionalen Trauerbegleitung in die Alltagskommunikation übersetzt und anschlussfähig gemacht werden.

Die Notwendigkeit der Übersetzung macht jedoch zugleich die Machtpotenziale deutlich, die in der Position des Experten liegen. Sie gründet sich auf der Zuschreibung des überlegenen Wissens und enthält einen über kulturelles und symbolisches Kapital vermittelten Vertrauensvorschuss. Begreift man mit Michel Foucault das Feld des Trauerwissens als einen Diskurs, so kann genealogisch-kritisch nach den Erhaltungsprozeduren und den regulierenden Mechanismen gefragt werden, die hierin ihre Wirkung entfalten. Die involvierten Experten können dabei zunächst als eine Diskursgesellschaft gefasst werden, welche das Wissen über Trauer als nach außen hin abgeschirmtes Wissen besitzen und bewahren (vgl. Foucault 2014: 28). Die als legitim anerkannten Sprecherpositionen sind an spezifische Eigenschaften gekoppelt, die Foucault unter dem Begriff des Rituals bündelt (vgl. ebd.: 27). Das Ritual »definiert die Gesten, die Verhaltensweisen, die Umstände und alle Zeichen, welche den Diskurs begleiten müssen; es fixiert schließlich die vorausgesetzte oder erzwungene Wirksamkeit der Worte, ihre Wirkung auf ihre Adressaten und die Grenzen ihrer zwingenden Kräfte« (ebd.). Mithilfe von Ritualen grenzt sich der Experte vom Laien ab und legitimiert sich im Diskurs über Trauer als sprechendes Subjekt. Interaktionistisch gewendet, kann man dies unter der Selbstdarstellungskompetenz und Inszenierungsleistung des Experten fassen, welche ihn in seiner Stellung legitimiert (vgl. Hitzler 1994: 27). Diese Stellung ermöglicht es ihm, Macht im und über den Diskurs auszuüben, gleichwohl er sich

den Regeln des Diskurses selbst zu unterwerfen hat. Er wirkt über die Reproduktion an den Ausschließungsmechanismen mit, welche den legitimen Diskurs der Experten begrenzen und erhalten. Gegenstand des Diskurses sind dabei nicht nur die sprachlichen Facetten einer disziplinaren Gruppierung von Aussagen, sondern auch der Überblick über das Konfliktfeld der Normierung und Ritualisierung von Trauer, in welchem sich der Laie zu orientieren versuchen muss.

Der soziale Umgang mit trauernden Individuen

Trauer und Gesellschaft

Der Soziologe Nobert Elias konstatiert in seinem Werk *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen* für die Moderne eine zunehmende Verdrängung des Todes aus dem alltäglichen Leben und eine damit einhergehende steigende Verlegenheit im Umgang mit Menschen in »Gelegenheiten, die den Ausdruck einer starken emotionalen Anteilnahme ohne Verlust der Selbstkontrolle verlangen« (Elias 1982: 39) – so wie es bei der Trauer der Fall ist. Konkret erscheinen nach Elias althergebrachte Redewendungen, deren Aufgabe es grundsätzlich wäre, Stabilität und Reduktion von Komplexität zu gewährleisten, »abgestanden und falsch« (ebd.: 40), was zu Verunsicherung und Schamempfindungen führt. Hier wird ein wesentliches Konfliktfeld offengelegt, in dem sich der Einzelne im Alltag orientieren und behaupten muss. Der Umgang mit Trauernden, aber auch mit der eigenen Trauer, ist stets eingebettet in einen normativen Diskurs um das ›richtige‹ Handeln und die ›richtigen‹ Worte, um die ›beste‹ Hilfe oder die ›berührendste‹ Formulierung. Es gilt, einen Fauxpas zu vermeiden, in dem Wissen, dass die Deutung hierüber nur bedingt objektiven Maßstäben unterliegt. Orientierung erhält der Alltagsmensch aufgrund seiner Verortung der Anderen im eigenen Relevanzsystem zwischen den Polen von Vertrautheit und Anonymität (vgl. Schütz/Luckmann 2003: 123ff.). Je nachdem, wie intensiv die Verbindung mit der trauernden Person ist, können unterschiedliche Techniken der Anteilnahme geeignet und angebracht sein.

Neben der individuellen Verbundenheit auf der mikrosoziologischen Ebene kann die Beziehung zwischen den Menschen jedoch auch aus der Perspektive des Kollektivs heraus betrachtet werden, um so gesamtgesellschaftliche Solidaritäts- und Verbundenheitsmuster aufzudecken. Emile Durkheim hat in seinem 1912 erschienenen Werk über *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* u. a. Trauer und Trauerriten in archaischen Religionen untersucht:

»Die Trauer ist keine natürliche Bewegung der persönlichen Sensibilität, die durch einen grausamen Verlust hervorgerufen wurde: sie ist eine Pflicht, die von der

Gruppe auferlegt wird. Man klagt nicht, weil man traurig ist, sondern weil man die Pflicht hat, zu klagen. Es handelt sich um eine rituelle Haltung, die man aus Respekt für den Brauch anzunehmen verpflichtet ist, die aber in starkem Maß unabhängig ist vom Gefühlszustand des Individuums. Die Verpflichtung steht im Übrigen unter mythischen oder sozialen Sanktionen.« (Durkheim 1984: 532)

Diese Sichtweise Durkheims irritiert zunächst, ist Trauer in der Gegenwartsgesellschaft, vordergründig betrachtet, doch eher eine individuelle Angelegenheit. Allerdings ist es notwendig, die eigene Trauer an gesellschaftlichen Verhaltenserwartungen zu orientieren, um nicht negativ aufzufallen. Demgemäß gliedert sich ein Individuum, das nicht im Sinne des Kollektivs trauert, aus der Gesellschaft aus, es »zerreißt« die Bindung an das Kollektiv (ebd.: 536) und kann dafür sanktioniert werden. Thorsten Benkel (2019: 39) sieht in der Trauerpraxis eine »Idee der Ordnung, die im Trauerhandeln Ausdruck findet«. Im Trauerhandeln vergewissert sich die Gruppe der Zusammengehörigkeit und »erhöht dadurch die soziale Vitalität« (Durkheim 1984: 538).

Bis ins 20. Jahrhundert war es in Dorfgemeinden üblich, dass im Todesfall der Leichnam zu Hause aufgebahrt wurde und die dörfliche Gemeinschaft vom Verstorbenen Abschied nahm. Einem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, war in diesen dörflichen Gemeinschaften eine Selbstverständlichkeit, Missachtungen dieses Brauchs wurden zumindest von sozialer Ächtung begleitet (vgl. Sörries 2012: 88). Diese homogenen dörflichen Gemeinschaften sind durch ähnliche Lebensbedingungen, Glaubensüberzeugungen, Traditionen und Sitten geprägt und haben eher die Struktur von segmentären Kollektiven, die sich durch »mechanische Solidarität« auszeichnen (Durkheim 2012: 181). Auf den Trauerfall bezogen, heißt das, dass jeder in der Gemeinschaft seine Aufgaben und Verpflichtungen sowohl den Verstorbenen als auch den Trauernden gegenüber kennt. Das Wissen um das erwünschte Verhalten in Trauersituationen wurde durch die Sozialisation tradiert und stabilisiert sich im Sinne von Erwartungserwartungen.

Wie sieht Solidarität Trauernden gegenüber nun in Gesellschaften aus, die sich durch komplexe Arbeitsteilung auszeichnen? Die Kohäsion, die aus dieser Gesellschaft entspringt, nennt Durkheim »organische Solidarität« (ebd.: 162). Zunächst ließe sich annehmen, dass die Kohäsion in komplexen, hochindustrialisierten Gesellschaften abnimmt. Durch die komplexere Arbeitsteilung entstehen für das Individuum jedoch vielfältige Verbindlichkeiten, die den Einzelnen abhängiger von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen machen.

Neben der funktionalen Differenzierung der modernen Gesellschaft sind auch Entwicklungstendenzen wie Säkularisierung, Rationalisierung und Individualisierung Einflussfaktoren, die den Umgang mit der Problematik von Sterben, Tod und Trauer beeinflussen und zu einer Pluralisierung der Lebensentwürfe führen. So geht beispielsweise Peter L. Berger von drei Ebenen

der Säkularisierung aus. Die erste Ebene bezieht sich auf den Rückzug und den Kontrollverlust der christlichen Kirchen innerhalb der Gesellschaft. Die zweite Ebene der fortschreitenden Säkularisierung sieht Berger in der Dominanz des naturwissenschaftlichen Denkens, und die dritte Ebene verweist auf den Plausibilitätsverlust religiöser Sinnangebote (vgl. Berger 1973: 103f.).⁶ Mit Blick auf die Trauer bedeutet dies, dass religiöse Traditionen um die Bestattung, aber auch Konventionen im Umgang mit Trauernden, für Teile der Bevölkerung fragwürdig werden und nach Alternativen für diese traditionellen Formen gesucht wird. So treten neben für die Bestattungszeremonien ehemals zuständigen religiösen Experten säkulare Anbieter wie Trauerredner mit individuell gestaltbaren Angeboten der Trauerfeiern. Auch die Heterogenität von Bestattungsformen, Bestattungsritualen oder Erinnerungsartefakten verweist auf einen individualisierten Umgang mit dem Tod (Benkel/Klie/Meitzler 2019a). Neben der traditionellen Erdbestattung sind vielfältige Alternativen entstanden wie etwa Wald-, See- oder anonyme Bestattungen. Allerdings bleiben die Rituale als Form des Abschiednehmens, wenn auch modifiziert, erhalten. Für Trauernde, die sich nicht mehr den althergebrachten Traditionen verbunden fühlen, bedeutet dies die Notwendigkeit, sich auf dem Markt der Möglichkeiten der Bestattungskultur zurecht zu finden und eine Auswahl zu treffen, welche mit den eigenen Vorstellungen übereinstimmt (Benkel/Meitzler 2013).

Regulierung der Trauer

Geht man von Durkheims These aus, dass Trauer ein Phänomen zur Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung ist, ist auch die Regulierung von Trauer in den Blick zu nehmen. Hier lassen sich sowohl rechtliche, medizinisch-psychologische und kulturell-soziale Normen unterscheiden, als auch Normen, die nur speziell im privaten, familiären Bereich gelten. Gemeinsam ist diesen Regularien, dass sie jeweils für ihren Bereich Verbindlichkeiten und Orientierung schaffen, damit aber auch direkt oder indirekt Vorstellungen über vermeintlich ›richtige Trauer‹ transportieren. Reguliert wird innerhalb einer Gesellschaft auch, wer überhaupt über was trauern darf. Das Wissen und Nicht-Wissen um die richtige Art und Weise, zu trauern, beeinflusst die Trauerprozesse und lässt im Zweifelsfall Unsicherheiten bei den Beteiligten aufkommen. Als Beispiel seien an dieser Stelle die Einordnung von Gefühlen und Gefühls-

6 Für die wesentliche Prägung der Gesellschaft durch Rationalisierung und Säkularisierung führt Max Weber (2013: 19) den Begriff der »Entzauberung der Welt« ein. Auguste Comte (1979: 25) spricht vom »positiven oder realen Stadium« innerhalb der (hier teleologisch verstandenen) Menschheitsentwicklung.

schwankungen, die Wahl der passenden Worte, die Intensität und Dauer der Trauer und der Umgang mit Schuld genannt. Sowohl im Laien- wie auch im Expertenwissen lassen sich hier Orientierungsmaßstäbe erkennen, die versuchen, Trauer zu regulieren.

Im juristischen Bereich sind es vor allem die Friedhofsordnungen und das Arbeitsrecht, die in Trauersituationen einschlägig Handlungsrahmungen vorgeben. Das Wissen und die Auslegung dieser Rechtsvorschriften obliegen dann Experten wie Bestattern, Juristen, Mitarbeitern in der Verwaltung oder im Personalwesen. Das Eingehen auf individuelle Bestattungswünsche oder die Anpassung an bestimmte Lebenssituationen sind dem Ermessensspielraum der Experten überlassen und gewähren nur bedingt Raum für die Bedürfnisse von Trauernden (vgl. Coenen 2020: 158ff.).

Die wissenschaftlichen Trauerdiskurse drehen sich vor allem um Abgrenzungen der sogenannten normalen von der pathologischen Trauer, die zeitliche Dauer von Trauer und Möglichkeiten der Resilienz. Wissenschaftliche Expertisen aus Medizin und Psychologie haben zunächst ein primäres Interesse an der pathologischen Trauer und der Anwendung und Entwicklung entsprechender Therapien (vgl. Wagner 2013: 2). Trauertheorien wie die allseits bekannten Phasenmodelle nach Elisabeth Kübler-Ross (1971), Vera Kast (1999) oder John Bowlby (1980) strukturieren Trauer in Zeitabschnitte und standardisieren sie hinsichtlich des Trauerverhaltens. Wegen ihres heuristischen Charakters werden diese Modelle gern in Lehrbüchern oder Ratgebern aufgegriffen und trivialisiert. Trauer als eine existenzielle Erfahrungs- und Krisensituation droht in der Folge aufgrund dieser verkürzten Perspektive pathologisiert zu werden und verunsichert Trauernde hinsichtlich ihrer Trauerbewältigung (Stroebe/Shut 2010).

Doch haben nach Tony Walter (2000: 97) nicht nur wissenschaftliche Expertisen Einfluss auf das Trauerverhalten, sondern auch die jeweilige Kultur, die Familie sowie Beratungs- und Selbsthilfegruppen. Wenn Trauernde die an sie gestellten Erwartungen nicht erfüllen, weil sie beispielsweise keine Trauer empfinden, deplatzierte Emotionen zeigen oder zu starke Trauer äußern, werden sie sozial sanktioniert. Um diesen vielfältigen Einflussfaktoren gerecht zu werden, suchen Trauernde nach Formen der Selbstregulation und Selbstkontrolle, die sich im Tagebuchschreiben, in der Suche nach Begleitung und Beratung oder eben auch in der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Diskursen zeigen (vgl. Walter 1999: 124). Die Anpassungsleistungen, die Trauernde aufgrund der an sie gestellten Verhaltenserwartungen vornehmen, bezeichnet Arlie Russell Hochschild (2006: 74) als »Gefühlsarbeit« oder »Gefühlsmanagement«. Verhalten sich Trauernde wiederum entsprechend der sozial legitimierten Trauerrolle, steht ihnen ein Anrecht auf Verständnis und Trost zu (vgl. ebd.).

Als besonders ›hartes‹ Beispiel für die Regulierung von Trauer kann das

Phänomen der »disenfranchised grief« (Doka 2011: 51) angeführt werden. Mit diesem Begriff ist jene Trauer gemeint, welche gesellschaftlich nicht anerkannt ist, weil entweder die Verstorbenen oder die Umstände ihres Todes negativ bewertet werden. Hierunter können gesellschaftlich nicht anerkannte Beziehungskonstellationen, die Gewichtung und Bewertung von Verlusten, das kognitive Begreifen der Trauer, die prinzipielle Betrauerbarkeit eines Verlustes oder tabuisierte Todesumstände fallen (vgl. ebd.: 52). Da diesen Formen der Trauer die gesellschaftliche Anerkennung fehlt, sind die Betroffenen sozial isoliert und die Kommunikation über den Trauerfall wird vermieden. Mit ihrem Trauerwissen sind sie auf sich selbst zurückgeworfen.

In der alltäglichen Kommunikation und Interaktion kommt es trotz, oder gerade wegen dieser Normierungen von Trauer zu Verhaltensunsicherheiten sowohl bei den Trauernden selbst als auch bei Menschen, die in Kontakt mit Trauernden treten. Solche Verhaltensunsicherheiten zeigen sich in Vermeidungsstrategien, indem z. B. versucht wird, das Trauerereignis totzuschweigen oder indem den Trauerenden mit der Ignoranz ihrer Lebenskrise begegnet wird. Alltagspsychologie, Redensarten oder Floskeln sind ebenfalls als ein (unbeholfener) Versuch zu werten, mit der Trauer anderer umzugehen. Das Mitgefühl gegenüber einem trauernden Menschen kann allerdings auch in einen kontraproduktiven Aktionismus ausarten, der mittels Überkompensation zu kaschieren versucht, wie wenig tatsächlich an der Situation geändert werden kann. Von dieser Warte aus wird der Umgang mit Trauernden zu einer Gratwanderung zwischen den Polen Distanz und Nähe und zwischen angemessenem und unangemessenem Handeln.

Ein Gefühl, welches gleichzeitig auch eine gesellschaftliche Konvention abbildet, ist das Taktgefühl. Es regelt das Verhältnis von Distanz und Nähe zwischen Menschen und soll das wechselseitige »Zunahetreten« verhindern (Simmel 1986: 152). Das Wissen, wann welches Handeln und welches Wort zu wählen ist, ist kulturell bedingt, in der Sozialisation erworben und damit auch Bestandteil des Alltagswissens. Doch gerade in existenziellen Krisensituationen wie der Trauer zeigt sich Hilflosigkeit, und der Tritt ins Fettnäpfchen ist vorprogrammiert. Im Umgang mit einem außeralltäglichen Ereignis wie dem Tod eines Menschen greift das Routinewissen des Alltags nicht. Das Ringen um das angemessene Verhalten gerät dann zur Suche nach Orientierung, welche in Fragen wie z. B. ›Wie kondoliere ich richtig?‹ oder ›Wie finde ich die richtigen Worte?‹ mündet.

Simmel geht sowohl in seiner Schrift »Soziologie der Geselligkeit« (Simmel 2008) wie auch in »Psychologie der Diskretion« (Simmel 1986) auf das Taktgefühl ein. Er verortet es in der Bekanntschaft, da in dieser Form der Verge-meinschaftung die Privatsphäre, im Gegensatz zur Freundschaft oder zu intimen Verhältnissen, am ehesten gewahrt bleiben kann (vgl. ebd.: 151). Simmel beschreibt das Taktgefühl wie folgt:

»Darum ist in der Gesellschaft das Taktgefühl von besonderer Bedeutung, weil dies die Selbstregulierung des Individuums in seinem persönlichen Verhältnis zu anderen leitet, wo keine äußeren und unmittelbar egoistischen Interessen die Regulative übernehmen. Und vielleicht ist es die spezifische Leistung des Taktes, den individuellen Impulsivitäten, Betonungen des Ich, geistigen und äußeren Ansprüchen die Grenzen zu ziehen, die das Recht des anderen fordert.« (Simmel 2008: 162)

Das Taktgefühl verlangt vom Individuum, sich hinsichtlich eigener Interessen, Sachzwänge und Gefühlslagen zurückzunehmen und sich von dem fernzuhalten, was sich dem Alter Ego nicht »positiv offenbart« (ebd.: 151). Für die soziale Form der Geselligkeit fordert Simmel beispielsweise, dass »bloß persönliche Stimmungen und Verstimmungen, Aufgeregtheiten und Depressionen, Licht und Dunkelheit des tiefsten Lebens« aus der Vergemeinschaftung herauszuhalten sind (ebd.: 162). Auf die Trauer bezogen, bringt das Wissen um diese Konvention alle Teilnehmenden in eine Dilemma-Situation, denn von allen Beteiligten wird Zurückhaltung gefordert. Dies gilt hinsichtlich der Mitteilung der Trauer durch die Trauernden selbst wie auch für die Teilnehmenden, denen es obliegt, eine angemessene Form der Anteilnahme zu finden. Es ist eine Frage des Taktes, ob und wie angemessen in dieser Situation gehandelt wird, und das heißt auch: ob und wie Trauer kommuniziert wird. Die Dilemma-Situation lässt sich allerdings nicht nur in einer Vergesellschaftungsform wie der Geselligkeit finden, sondern tangiert z. B. auch Bereiche wie den Arbeitsplatz, die außerhalb der Privatsphäre liegen. Auch hier stellt sich für die Beteiligten die Frage nach geeigneten kommunikativen wie institutionellen Umgangsformen und Angeboten – insbesondere, da im Berufsleben aufgrund der funktionalen Zugehörigkeit die Frage nach der Verantwortung für den Trauernden auch organisational gestellt werden muss. Für Experten wiederum gehört das Taktgefühl zur professionellen Distanz und wird qua Rolle eingefordert. Da die Vermittlung nicht explizit vonstattengeht, wird dieser Teil des Expertenwissens gewissermaßen vorausgesetzt und durch Erfahrungszunahme gefestigt.

Diese Beispiele für die zahlreichen gesellschaftsbedingten Reglementierungen lassen die Frage berechtigt erscheinen, ob man überhaupt von autonomen Entscheidungen während der Trauer sprechen kann.

Trauer und Autonomie

Nach Benkel (2019: 54) befinden sich Trauernde in der paradoxen Situation, sich einerseits zunächst mit kollektiven Regularien auseinandersetzen zu müssen und andererseits eigene Wünsche und Bedürfnisse, auch im Sinne der Verstorbenen, zum Ausdruck bringen zu wollen. In diesem Spannungsfeld verortet Benkel dann auch seine These zur Autonomie in der Trauer: »Gerade weil

die Umgangsweisen mit Sterben, Tod und Trauer so stark reguliert und lange weitgehend *übersubjektiv* betrieben worden sind, haben sich Selbstbestimmungsansprüche regen können [...]« (Ebd.) So deutet Benkel die Autonomiebestrebungen hinsichtlich der Trauer als eine Opposition gegen gesellschaftliche Zwänge.

Gerade in den Autonomiebestrebungen der Trauernden wird jedoch deutlich, welche komplexen und zum Teil konflikträchtigen Verflechtungen zwischen dem Laien- und Expertenwissen bestehen. Das Wissen von Trauernden basiert auf dem jeweils individuellen Relevanzsystem, das auch von der Erinnerung an den Verstorbenen geprägt ist. Das individuelle Relevanzsystem steht aber bei diesen Autonomiebestrebungen in Opposition zu den als Bevormundung verstandenen Regularien, die von selbsternannten oder auch institutionalisierten Experten erdacht und vertreten werden. Die Paradoxie besteht jedoch darin, dass diese Entwürfe autonomer Trauer wiederum Experten benötigen, um Normierungen, die als hinderlich empfunden werden, zu umgehen und die eigenen Entwürfe zu verwirklichen, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen.

Trauertattoos sind eine besondere Form von Tätowierungen, die im Trauerprozess um den Verlust einer geliebten Person entstehen. Um diese Beziehung symbolisch auszudrücken, wird die gemeinsame Lebenszeit vergegenwärtigt und es werden aus dem kulturellen und biografischen Wissensvorrat Piktogramme kreiert oder ausgewählt, welche für die verstorbene Person stehen (vgl. Engelfried-Rave 2021: 104). Auch wenn diese Tätowierungen nach außen hin konventionell wirken, sind sie mit Bedeutungen der Trauernden aufgeladen, die für die Beziehung zum Verstorbenen exklusiv sind. Der kanadische Soziologe Robyn L. Ord (2009: 196) versteht seine eigenen Tätowierungen auch als Widerstand gegen die allgegenwärtigen Normierungen von Trauer und sieht in Tätowierungen eigenständige Formen der Trauerbewältigung.

Ein weiteres Beispiel für Autonomie in der Trauer sieht Nicole Sachmerda-Schulz (2017) in der Wahl anonymer Bestattungsformen. Diese werden im Hinblick auf vermeintliche Kosteneinsparung, Werteverfall und Verfall der Bestattungskultur von Seiten der Kirchen, aber auch von Interessenverbänden der Bestatter und Steinmetze kontrovers diskutiert. Sachmerda-Schulz verweist allerdings in der Auswertung von qualitativen Interviews mit Menschen, die sich für eine anonyme Bestattung der Angehörigen entschieden haben, auf das Motiv der (nicht-)religiösen Selbstbestimmung. Dieses besteht vor allem in der Abgrenzung zu christlichen Bestattungsformen (vgl. ebd.: 193ff.). In den Interviews wird deutlich, dass diese grundsätzlich abgelehnt werden oder nicht in die Vorstellungen der jeweils Verstorbenen und ihrer zugehörigen Personenkreise passen.

Erinnerungsartefakte wie Aschediamanten sind ein weiteres Indiz, wie sich Personen Autonomie in der Bewältigung ihrer Trauer verschaffen. Thorsten

Benkel, Thomas Klie und Matthias Meitzler (2019a) gehen diesem Phänomen in ihrer Studie über Aschediamanten nach. Da in Deutschland Bestattungspflicht herrscht, können dort keine Aschediamanten hergestellt werden. Trauernde sind auf das Ausland (z. B. Schweiz oder Österreich) angewiesen, um aus Teilen der Asche ihrer Verstorbenen ein kristallines Erinnerungsstück herstellen zu lassen. Angehörigen, die sich zu diesem Schritt entscheiden, geht es vor allem darum, »der persönlichen Erinnerung auch dinglich Ausdruck zu verleihen« (Benkel/Klie/Meitzler 2019b: 9). Dies steht in Opposition zu gesetzlichen Vorschriften und »tradierten Umgangsformen« bezüglich der Bestattung von Verstorbenen (ebd.: 12). Die Entscheidung für einen Aschediamanten ist demzufolge auch eine hochgradig individuelle Entscheidung, steht sie doch gegen das tradierte Ordnungssystem juristischer *und* moralischer Normen.

Die drei genannten Beispiele zeigen, dass Trauernde trotz vielfältiger Reglementierungen eigenständige Formen der Bewältigung und Repräsentation zu entwickeln verstehen. Für die Wissenssoziologie der Trauer ist dieses Phänomen deshalb interessant, weil hier deutlich wird, dass das Streben nach Autonomie in der Konfrontation mit den Reglementierungen der Trauer entsteht (vgl. Benkel 2019: 54). Diese widerständige Form des Laienwissens ist zunächst in der persönlichen Beziehung zum Verstorbenen zu suchen, welche in Form eines Trauertattoos oder eines Aschediamanten als Erinnerungsartefakt konserviert werden soll. Im Fall der anonymen Bestattung geht es neben anderen Motiven auch um Distinktion, indem Traditionen abgelehnt werden und die Selbstbestimmung betont wird. Gemeinsam ist den Bestrebungen nach autonomen Formen der Trauer, dass sie von Reflexionsprozessen begleitet werden, die Deutungen und Vorgaben von Experten kritisch durchleuchten. In der Überzeugung, für die Verstorbenen und für sich selbst das Richtige zu tun, werden die Hinterbliebenen zu Experten ihrer eigenen Trauer, und sie emanzipieren sich von externer Einflussnahme. Im Streben nach Autonomie verbinden sich Laien- und Expertenwissen zu einer von ökonomischen und persönlichen Interessen geleiteten Kooperation. Das professionelle Expertenwissen ist in dieser Konstellation dann wieder gefragt, wenn es um die Umsetzung des individuellen Trauerkonzeptes geht. Diese Inanspruchnahme des Expertenwissens nimmt aber dann die Qualität einer Dienstleistung an.

Während die Regulierung der Trauer im Zusammenhang mit der Idee der Ordnung im Durkheim'schen Sinne zu verstehen ist, verweisen die Autonomiebestrebungen auf die Individualisierungs- und Säkularisierungstendenzen in der modernen Gesellschaft. Die Regulierung der Trauer wie auch das Streben nach ihrer individuellen Ausgestaltung lassen Trauerwissen als ein Paradoxon erscheinen, das einerseits die Entstehung eines institutionell und professionell legitimierten Expertentums forciert, welches vorgibt, um die »richtige« Trauer zu wissen. Andererseits fordert es Trauernde aber auch zur Opposition heraus und lässt sie zu Experten ihrer eigenen Trauer werden.

Fazit

Mit dem Begriff des Trauerwissens ist somit ein Bereich angesprochen, der zwischen leiblich-subjektiver Empfindung, subjektivierender Sozialisation, institutioneller Rahmung und kultureller Ordnung changiert und als solcher ins Blickfeld der Wissenssoziologie rückt. Die Lebenswelt des Alltags zeichnet sich insgesamt dadurch aus, dass der »wohl-sozialisierte Einzelne« (Berger/Luckmann 2012: 69) weiß, was in einer Trauersituation ganz grundsätzlich zu tun ist. Dass es allerdings vielfach nicht ganz so einfach ist, wie es in der theoretischen Verortung des Trauerwissens klingen mag, liegt neben der Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation und der Vielfalt der individuellen Wissensausprägungen vor allem an der strukturellen Komponente des Wissens, die in der Gesellschaft mehr ist als bloß die objektive Kehrseite der subjektiven Wissensinhalte. Im Konfliktfeld des sozialen Miteinanders müssen Trauernde und Angehörige normative Erwartungen berücksichtigen und in ihr eigenes Empfinden integrieren. Experten für Trauer(n) wiederum können mit einem ergänzenden Sonderwissen um die rhetorische Rahmung, inhaltliche Aufbereitung und zeremonielle Einkleidung von Trauer den Laien gegenüber auftreten und Hilfestellungen geben. Im Zuge der Ausdifferenzierung und Professionalisierung wird diese Sinndeutungsleistung zunehmend als geldwerte Dienstleistung angeboten und verkauft. Dort, wo früher traditionelle Gemeinschaftsstrukturen und Ritualverständnisse eine Reduktion von Komplexität leisteten, tritt mit der Verwissenschaftlichung und Professionalisierung von Trauerarbeit eine neue Dimension im Diskurs auf, die auf überlegenes, weil rationalisiertes Wissen setzt und in der Folge Deutungshoheit beansprucht.

Literatur

- Albrecht, Clemens (2016): »Sinnspezialisten der Verbindlichkeit. Legitimation und Kontrolle durch Intellektuelle«, in: Hastedt, Heiner (Hg.): *Macht und Reflexion*, Hamburg, S. 105-120.
- Benkel, Thorsten (2019): »Mitbestimmte Trauer. Soziologie einer Sinnkonstruktion«, in: ders./Meitzler, Matthias/Preuß, Dirk: *Autonomie der Trauer. Zur Ambivalenz des sozialen Wandels*, Baden-Baden, S. 19-74.
- Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (2013): *Sinnbilder und Abschiedsgesten. Soziale Elemente der Bestattungskultur*, Hamburg.
- Benkel, Thorsten/Pierburg, Melanie (2021): »Ars moriendi – Bildungskontexte des Sterbens. Methodische und lebensweltliche Herausforderungen«, in: Engel, Juliane/Epp, André/Lipkina, Julia/Schinkel, Sebastian/Terhart, Henrike/Wischmann, Anke (Hg.): *Bildung im gesellschaftlichen Wandel. Qualitative Forschungszugänge und Methodenkritik*, Leverkusen, S. 133-151.
- Benkel, Thorsten/Klie, Thomas/Meitzler, Matthias (2019a): *Der Glanz des Lebens. Aschediamant und Erinnerungskörper*, Göttingen.
- Benkel, Thorsten/Klie, Thomas/Meitzler, Matthias (2019b): »Artefakt und Erinnerung. Zur Transformation von Materialität im Trauerkontext«, in: dies.: *Der Glanz des Lebens. Aschediamant und Erinnerungskörper*, Göttingen, S. 8-22.

- Berger, Peter L. (1973): *Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft*, Frankfurt am Main.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2012): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main.
- Bowlby, John (1980): *Attachment and Loss. Loss, Sadness and Depression*, New York.
- Camus, Albert (2013): *Der Mythos des Sisyphos*, Reinbek.
- Coenen, Ekkehard (2020): *Zeitregime des Bestattens. Thanato-, kultur- und arbeitssoziologische Beobachtungen*, Weinheim/Basel.
- Comte, Auguste (1979): *Rede über den Geist des Positivismus*, Hamburg.
- Doka, Kenneth J. (2011): »Trauer, die nicht anerkannt wird. Aberkannte Trauer«, in: Paul, Chris (Hg.): *Neue Wege der Trauer- und Sterbebegleitung. Hintergründe und Erfahrungsberichte für die Praxis*, Gütersloh, S. 51-60.
- Durkheim, Emile (1984): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*, Frankfurt am Main.
- Durkheim, Emile (2012): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt am Main.
- Elias, Norbert (1982): *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen*, Frankfurt am Main.
- Engelfried-Rave, Ursula (2021): »Trauertattoos – Transzendenzen auf der Haut?«, in: Benkel, Thorsten/Meitzler, Matthias (Hg.): *Wissenssoziologie des Todes*, Weinheim/Basel, S. 100-120.
- Foucault, Michel (2014): *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main.
- Gehlen, Arnold (2004): »Erfahrung zweiter Hand«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 6: *Die Seele im technischen Zeitalter und andere sozialpsychologische, soziologische und kulturanalytische Schriften*, Frankfurt am Main, S. 204-213.
- Giddens, Anthony (1996): *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt am Main.
- Goffman, Erving (1973): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt am Main.
- Hitzler, Ronald (1994): »Wissen und Wesen des Experten. Ein Annäherungsversuch«, in: ders./Honer, Anne/Maeder, Christoph (Hg.): *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit*, Opladen, S. 13-30.
- Kast, Vera (1999): *Trauern. Phasen und Chancen in einem psychischen Prozess*, Stuttgart.
- Knoblauch, Hubert (2005): *Wissenssoziologie*, Konstanz.
- Kühler-Ross, Elisabeth (1971): *Interviews mit Sterbenden*, Stuttgart.
- Luhmann, Niklas (2005): »Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen«, in: ders., *Soziologische Aufklärung*, Bd. 2, Wiesbaden, S. 167-186.
- Meitzler, Matthias (2019): »Animalische Avantgarde. Zeitgenössische Kundgaben von Trauer um verstorbene Heimtiere«, in: *Tierethik. Zeitschrift zur Mensch-Tier-Beziehung* 11, Heft 1, S. 109-133.
- Ord, Robyn L. (2009): »It's Like a Tattoo. Rethinking Dominate Discourses on Grief«, in: *Canadian Social Work Review* 26, Heft 2, S. 195-211.
- Plessner, Helmuth (1975): *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, 3. Aufl., Berlin.
- Plessner, Helmuth (2017): »Die Frage nach der *Conditio humana*«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 8: *Conditio humana*, Frankfurt am Main.
- Rosa, Hartmut (2020): *Unverfügbarkeit*, Frankfurt am Main.
- Russell Hochschild, Arlie (2006): *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt am Main.
- Sachmerda-Schulz, Nicole (2017): *Selbstbestimmt bis nach dem Tod. Zur Ausbreitung und Normalisierung der anonymen Bestattung*, Wiesbaden.
- Schnabel, Annette (2012): »Emotionen, Sozialstruktur und Moderne – ein spannungsvolles Wechselverhältnis«, in: dies./Schützeichel, Rainer (Hg.): *Emotionen, Sozialstruktur und Moderne*, Wiesbaden, S. 9-27.

-
- Schütz, Alfred (1972): »Der gut informierte Bürger. Ein Versuch über die soziale Verteilung des Wissens«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 2: *Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag, S. 85-101.
- Schütz, Alfred (1982): *Das Problem der Relevanz*, Frankfurt am Main.
- Schütz, Alfred (2016): *Theorie der Lebensformen*, Frankfurt am Main.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz.
- Schützeichel, Rainer (2006): »Emotionen und Sozialtheorie«, in: ders. (Hg.): *Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze*, Frankfurt am Main, S. 7-26.
- Schützeichel, Rainer (2017): »Sinnwelten des Trauerns. Eine Analyse der Professionalisierung von Trauerarbeit«, in: Jakoby, Nina/Thönnies, Michaela (Hg.): *Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle theoretische und empirische Beiträge*, Wiesbaden, S. 113-134.
- Simmel, Georg (1986): »Psychologie der Diskretion«, in: ders., *Schriften zur Soziologie*, Frankfurt am Main, S. 151-159.
- Simmel, Georg (2001): »Zur Metaphysik des Todes«, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 12, Frankfurt am Main, S. 81-96.
- Simmel, Georg (2008): »Soziologie der Geselligkeit«, in: ders., *Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen*, Frankfurt am Main, S. 159-174.
- Sörries, Reiner (2012): *Herzliches Beileid. Eine Kulturgeschichte der Trauer*, Darmstadt.
- Stroebe, Margret/Shut, Henk (2010): »The Dual Process Model of Coping with Bereavement. A Decade on«, in: *Omega – Journal of Death and Dying* 61, Heft 4, S. 273-289.
- Wagner, Birgit (2013): *Komplizierte Trauer. Grundlagen, Diagnostik und Therapie*, Berlin/Heidelberg.
- Walter, Tony (1999): *On Bereavement. The Culture of Grief*, Buckingham/Philadelphia.
- Walter, Tony (2000): »Grief Narratives. Role of Medicine in the Policing of Grief«, in: *Anthropology and Medicine* 7, Heft 1, S. 97-114.
- Weber, Max (2013): *Wissenschaft als Beruf*, Stuttgart.